

# „Die nehmen uns die Arbeit weg“

## Rassismus und Arbeit

**E**ine Sammlung von Klischees zum Thema Arbeit offenbart ein ganzes Biotop von rassistischen und nationalchauvinistischen Stereotypen. Der Stammtisch weiß, „Die Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg“ und findet seine politische Entsprechung in Phrasen wie „Arbeitsplätze zuerst für Deutsche“ (NPD) oder im Inländer-Vorrang im Arbeitsrecht, in dem eben diese Parole als Verwaltungsvorgang festgeschrieben ist. Gleichzeitig werden Flüchtlinge, die nicht arbeiten dürfen als „Sozialschmarotzer“ denunziert.

Auch anderen Gruppen wird abwertend ein spezifisches Arbeitsverhalten zugeschrieben:

- Juden wurden seit dem Mittelalter mit mühelosem Einkommen und der ungerechten Aneignung des Mehrwerts identifiziert;
- Intellektuellenfeindlichkeit äußert sich häufig über den Vorwurf, keine produktive Arbeit zu vollbringen;
- Viele Westdeutsche sind überzeugt, dass das Ende der DDR ursächlich mit der mangelnden Arbeitsmoral der Menschen in Ostdeutschland zusammenhängt;
- Sinti und Roma wird ähnlich wie Nicht-Deutschen zugeschrieben, faul zu sein und mit unlauteren, listigen Methoden ihr Einkommen zu bestreiten;
- Die Abwertung von alternativen Jugendsubkulturen geschieht nur zu oft darüber, ihnen mit der Arbeitswilligkeit zugleich die Berechtigung für ihren Lebensstil abzusprechen: „Geht Ihr doch erst mal arbeiten!“

Der Vorwurf, nicht (richtig) zu arbeiten, dem Müßiggang nachzugehen und mühelos sein Einkommen zu bestreiten, ist augenscheinlich geeignet, Menschen herabzusetzen. Obwohl negativ besetzt, ist Müßiggang für die meisten Menschen etwas sehr Schönes: Auch und gerade für arbeitende Menschen kommt der in die Freizeit verdrängte Genuss von zweckfreier Beschäftigung – „die Füße hochlegen“, einem Hobby nachgehen oder ohne bestimmtes Ziel mit Menschen zusammenkommen – viel zu kurz. Den Traum vom mühelosen Einkommen träumen alle Lotto-SpielerInnen – trotzdem gilt er als Abwertung. Obwohl der Freitag Nachmittag ein Zeitpunkt ist, dem die Men-

### Arbeit

Noch heute verweist der Wortstamm darauf, dass Arbeit eine verachtenswerte, leidvolle Tätigkeit ist:

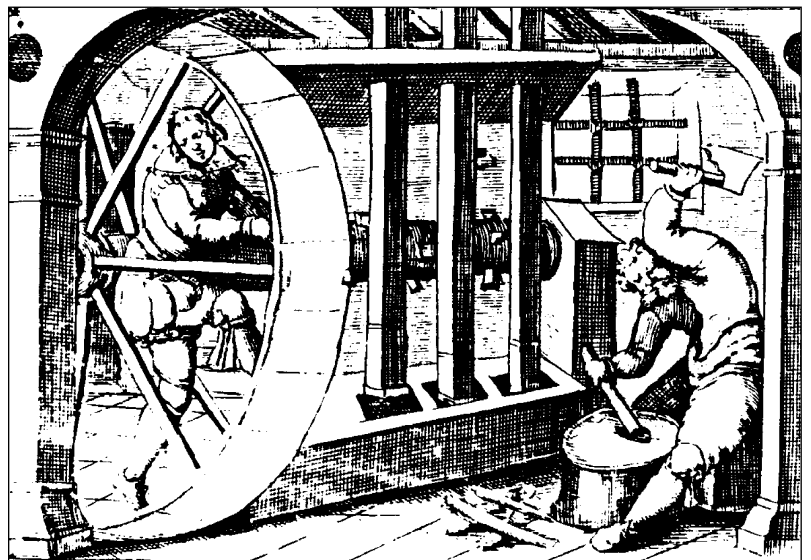
*Labore* (lat.): wanken unter einem schweren Joch

*Travail* (frz.) von *Tripalium* (lat.): eine Art der Folter

*Arbeit* von *Arvum* (lat.): unter Mühe den Acker pflügen

*Rabot* (russ.) von *rab*, Sklave

schen eine ganze Woche lang entgegen fiebern und obwohl die Arbeitszeitverkürzung zu den wichtigsten Punkten gewerkschaftlicher Kämpfe zählt. Sicher gibt es Menschen, die in ihrer Arbeit Erfüllung finden, aber selbst die müssen zugeben, dass ohne den Zwang betriebswirtschaftlicher Logik die Tätigkeit an sich eine bessere, noch befriedigendere Form annehmen würde. Anscheinend ist „Arbeit“ ein ganz seltsamer Prozess: Obwohl er subjektiv als notwendiges Übel aufgefasst wird und ökonomisch gesehen im Kapitalismus einen Zwang darstellt, ist die Behauptung, Menschen würden nicht arbeiten wollen oder können geeignet, Menschen zu denunzieren. Um diese schizophrene Stellung zur Arbeit zu verstehen, lohnt sich ein Blick in die Durchsetzungsgeschichte der Arbeit.





## Eine sehr kurze Geschichte der Arbeit

*„Es ist fraglich, ob alle bisher gemachten mechanischen Erfindungen die Tagesmühe irgendeines menschlichen Wesens erleichtert haben.“*  
(Marx: *Das Kapital*, MEW Bd. 23, S. 391)

In der römischen und griechischen Antike war Arbeit eine wenig angesehene Tätigkeit, mit der sich kein freier Bürger die Hände schmutzig machen wollte. Natürlich wurden Gärten gepflegt, Bücher geschrieben und Wände bemalt, aber die Tätigkeit an sich und die Lust am Werkeln standen im Mittelpunkt. Das stumpfe Produzieren von Gütern um der Produktion willen, war aber Sache der Sklaven. Handwerker, die um Geld zu verdienen sitzenden Tätigkeiten nachgingen, waren die „Banausen“.

Im europäischen Mittelalter war Arbeit eine unangenehme Notwendigkeit. Trotzdem wurde – in Stunden gerechnet – weniger gearbeitet als heute. Der Sozialhistoriker Wilhelm Abel stellt fest, dass ein Handwerker im 14. Jahrhundert mit weniger Arbeitszeit besser versorgt war, als im 19. Jahrhundert. Die bäuerliche Lebensweise kannte in Abhängigkeit von den Jahreszeiten Phasen von Arbeit, die sich mit Phasen des Müßiggang abwechselten.

In den städtischen Zünften war die Produktion durch komplizierte Sozialverträge geregelt, so dass es geradezu verboten war, viel mehr als die durchschnittliche Menge zu arbeiten.

Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts war in Europa „der ‘blaue Montag’ ja sogar ein ‘blauer Dienstag’ gang und gäbe“. Aus Frankreich kommt aus dieser Zeit auch die Feststellung: „Der Sonntag gehört der Familie, der Montag den Freunden“. Vor 1789 gab es in Frankreich neben den Sonntagen 32 Erholungstage und 38 kirchliche Feiertage.

Bettler, Vaganten und Vagabunden waren im Mittelalter ein ganz „normaler“ Teil der Gesellschaft. Normal in dem

Sinne, dass sie, wie alle anderen auch, ihren gottgegebenen Platz in der Gesellschaft ausfüllten und – als moralische Verpflichtung der Begüterten – selbstverständlich von der Gesellschaft am Leben erhalten wurden.

Diese Schilderung soll nicht zu dem Trugschluss verleiten, Armut durch „Arbeitslosigkeit“ sei im Mittelalter ein Zuckerschlecken gewesen: Sicher waren es die Bettler und Vagabunden, denen es bei Hungersnöten zuerst an den Krügen ging.

## Transformation durch die Moderne

Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, mit dem Entstehen einer kapitalistischen Wirtschaftsweise,

vollzogen sich weitreichende Veränderungen der Arbeitsbedingungen, der sozialen Verhältnisse und der gesellschaftlichen Werte.

Veränderte Produktionsweisen machten plötzlich Hunderttausende von Menschen in Europa überflüssig. Viele Menschen verloren ihre Existenzgrundlage, z. B. weil Ackerland in Weideland verwandelt wurde, da die Textilproduktion – für die Wolle und somit große Schafherden nötig waren – größere Gewinne versprach als der Ackerbau. Die Bauern wurden von ihrem Land vertrieben und mussten selbst sehen, wie sie klar kamen. Manufakturen ersetzten traditionelles Handwerk und machten Handwerker arbeitslos.

Die daraus entstehende massenhafte Armut wurde als notwendige Folge sozialen Fortschrittes interpretiert. Wurde Armut vormals als Folge eines (göttlichen) Schicksals verstanden, verbreitete sich nun ein Menschenbild, das den Armen die Verantwortung für ihr Los selbst zuschrieb. Aber die soziale Ächtung der Armen als arbeitsscheu, faul und minderwertig und die dem zu Grunde liegende Deutung, Armut sei Folge eines persönlichen Versagens und nicht ein gesellschaftliches Phänomen, ist ein Produkt der Moderne.

Tatsächlich ermöglichte die Kapitalisierung den Menschen zumindest potentiell die Möglichkeit, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Verbunden war dieser Fortschritt von Anfang an mit dem Zwang, seine Arbeitskraft zu Markte zu tragen. „Der Mensch hat die Möglichkeit, also soll er auch aktiv werden und sich in der neuen Ordnung bewähren“, so die Diktion vieler aufklärerischer Denker. Liberale Theoretiker und Philosophen der Auf-

klärung trugen dazu bei, dass Armut als selbstverschuldetes Versagen des Einzelnen begriffen wurde – ungeachtet der realen sozialen Verhältnisse verbreitete sich die Ideologie, jeder sei selbst seines Glückes Schmied.

### Arbeit und soziale Ordnung

Um die soziale Ordnung der Gesellschaft nicht zu gefährden, wurden brutale Repressionen gegenüber Armen und Ausgegrenzten unternommen: Die „Soziale Polizey“, Vorgängerprofession der heutigen Sozialarbeit, sammelte Vagabunden und Bettler ein und zwang sie in Arbeitshäusern in die Tretmühle und zum Steinklopfen. Ziel dabei war weniger die Produktion. Es galt, den Müßiggang auszutreiben und die neue Schicht der Arbeiter gefügig zu machen. So intensivierte sich ein Feldzug gegen den Müßiggang.

Die Repressionen gegen angeblich Arbeitsscheue, Arme und Müßiggänger haben seitdem ihren festen Platz in der modernen Gesellschaft. Auf die Spitze getrieben wurde der Feldzug gegen die Armen im Nationalsozialismus. Mit dem schwarzen Winkel versehen wurden „Asoziale/Arbeitsscheue“ als Schädlinge des „Volkkörpers“ in Konzentrationslager gebracht und oftmals dort ermordet.

### (Kaum noch) Arbeit heute

Heute geht die Arbeit mehr und mehr aus. Durch die ungeheure Produktivität, die durch computerisierte Fertigungstechniken möglich wird, ist der Verkauf der Ware Arbeitskraft zunehmend unmöglich.

Trotzdem ist Arbeit in unserer Gesellschaft nach wie vor die einzige Quelle zur Existenzsicherung und zentrales Kriterium gesellschaftlicher Integration. Die sozialen Sicherungssysteme wie Kranken- oder Rentenversicherung orientieren sich an einem für viele kaum realistischen lebenslangen Normalarbeitsverhältnis und auch die Sozialhilfe orientiert darauf, Menschen möglichst schnell wieder „in Arbeit“ zu bringen.

Zugleich ist es nicht mehr die frühkapitalistische Tretmühle, oder die Stechuhr der Industrialisierung, die sicher stellt, dass wir nach der Logik des Produktionsprozesses funktionieren. Mit Gruppenarbeit und partizipativen Managementtechniken und fortwährender öf-



fentlicher Aktivierung verinnerlichen wir den Druck immer mehr oder das direkte soziale Umfeld der Beschäftigten übernimmt diese Kontrolle. Die Tatsache, dass Lohnarbeit einen Zwang darstellt, wird durch diese Entwicklung mehr und mehr verschleiert.

### „Geh erst mal Arbeiten“?

Die Frage, wieso also Faulheit, Müßiggang und müheloses Einkommen so gut geeignet sind, Menschen zu denunzieren, erklärt sich vor allem daraus, dass eigene Wünsche auf andere übertragen werden, um dann um so heftiger verurteilt zu werden. Die Übertragung des eigenen Wunsches nach Müßiggang auf andere ermöglicht es, das eigene, dem eigenen Bedürfnissen nach Müßiggang entgegen gesetzte Handeln zu erklären und das eigene Streben nach Ruhe abzuwerten, ohne sich selbst abzuwerten. Der psychische Gewinn dieser Strategie besteht in der Verdrängung der Tatsache, hilflos gesellschaftlichen Zwängen ausgesetzt zu sein und in einer einfachen Erklärung der komplizierten Beschränkungen, denen man selbst ausgesetzt ist. Der materielle Gewinn liegt darin, im Zwang der Arbeit besser zu funktionieren. Und der soziale Gewinn dieser Strategie besteht darin, sicher zu sein auch wirklich Arbeit zu wollen.